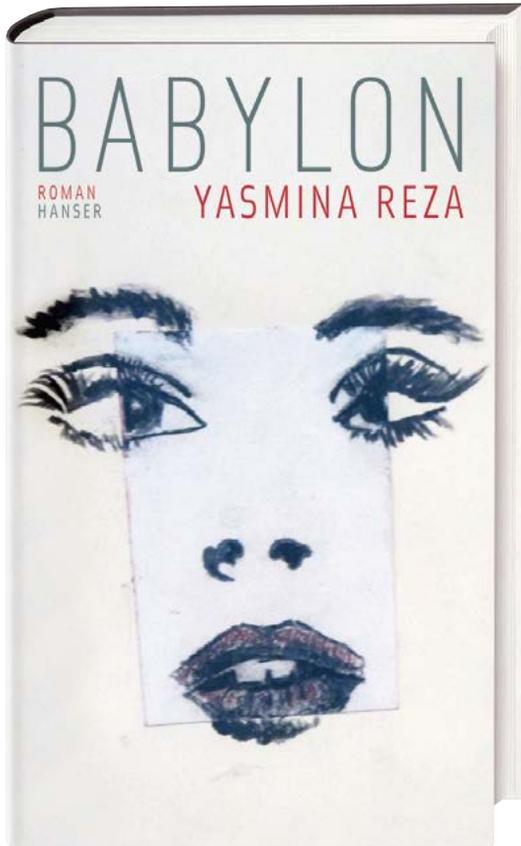


Leseprobe aus:

Yasmina Reza
Babylon



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2017

HANSER



Yasmina Reza

B A B Y L O N

Roman

Aus dem Französischen von

Frank Heibert und

Hinrich Schmidt-Henkel

Carl Hanser Verlag

Die französische Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel *Babylone* bei Flammarion in Paris.

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-446-25651-4

© 2016, Yasmina Reza. All rights reserved

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2017

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

Für Didier Martiny

Die Welt ist nicht schön aufgeräumt, sie ist ein Saustall.
Ich versuche nicht, in ihr Ordnung zu schaffen.

Garry Winogrand

Er steht auf der Straße, an einer Wand. In Anzug und Krawatte. Abstehende Ohren, misstrauischer Blick, kurze weiße Haare. Er ist mager, schmalschultrig. Gut sichtbar hält er eine Zeitschrift vor sich, man kann den Titel lesen, *Awake*. Die Bildunterschrift lautet: Jehova's Witness – Los Angeles. Das Foto stammt von Neunzehnhundertfünfundfünfzig. Er sah aus wie ein kleiner Junge. Er ist seit langem tot. Er zog sich anständig an, wenn er seine frommen Traktate anbot. Er war allein, erfüllt von trauriger, verbissener Hartnäckigkeit. Zu seinen Füßen ahnt man eine Aktentasche (der Griff ist zu sehen), darin die Dutzende Traktate, die niemand oder so gut wie niemand ihm abnehmen wird. Auch diese in sinnlos hoher Auflage gedruckten Schriften gemahnen an den Tod. Diese Anfälle von Optimismus – zu viele Gläser, zu viele Stühle ... –, wir besitzen viel zu viele Dinge und berauben sie gerade dadurch ihres Sinnes. Die Dinge und unsere Mühen. Die Wand, vor der er steht, ist riesenhaft. Das errät man an ihrer schweren Undurchdringlichkeit, der Größe der behauenen Steine. Sie steht sicher immer noch dort in Los Angeles. Der Rest hat sich irgendwo aufgelöst: der kleine Mann mit den spitzen Ohren im schlotternden Anzug, der sich vor die Wand gestellt hatte, um eine fromme Zeitschrift zu verteilen, sein weißes Hemd,

die dunkle Krawatte, die an den Knien durchgescheuerten Hosenbeine, seine Aktentasche, all die Hefte. Was zählt es schon, wer man ist, was man denkt, was aus einem wird? Man steht irgendwo in der Landschaft, bis zu dem Tage, an dem man nicht mehr da ist. Gestern hat es geregnet. Ich schlug mal wieder *The Americans* von Robert Frank auf. Es war irgendwo im Bücherschrank in ein Regal geklemmt. Ich schlug das Buch auf, zum ersten Mal seit vierzig Jahren wieder. Ich erinnerte mich an den Typen, der auf der Straße seine Zeitschriften darbietet. Das Foto ist körniger, blasser als in der Erinnerung. Ich wollte mir *The Americans* noch einmal ansehen, das traurigste Buch der Welt. Tote, Tankstellen, einsame Gestalten mit Cowboyhut. Beim Blättern wandern Jukeboxes vorbei, Fernseher, die Gegenstände des jungen Wohlstands. Sie stehen ebenso einsam da wie der Mann, überdimensionierte Neuankömmlinge, zu schwer, zu leicht, in unvorbereitete Räume hineingestellt. Eines schönen Morgens werden sie entfernt. Noch eine kleine Runde werden sie drehen auf dem holprigen Weg zum Schrottplatz. Man steht irgendwo in der Landschaft, bis zu dem Tage, an dem man nicht mehr da ist. Mir fiel der Scopitone ein, die Film-Jukebox im Hafen von Dieppe. Um drei Uhr früh fuhren wir mit dem 2 CV los, um das Meer zu sehen. Ich war sicher erst siebzehn und in Joseph Denner verliebt. Wir saßen zu siebt in den Wagen geklemmt, dessen Hinterteil über den Boden schrammte. Ich das einzige Mädchen. Denner am Steuer. Wir rasten nach Dieppe und

tranken Billigbier, *Valstar Rouge*. Um sechs trafen wir im Hafen ein, gingen in die erstbeste Spelunke und bestellten Picon-Bière. Im Lokal stand ein Scopitone. Unter Lachanfällen sahen wir den Sängern zu. Einmal hatte Denner *Le Boucher* von Fernand Reynaud gewählt, der Sketch und der Picon sorgten dafür, dass wir Tränen lachten. Dann fuhren wir wieder nach Hause. Wir waren jung. Wir wussten nicht, dass das unwiederbringlich war. Heute bin ich zweiundsechzig. Ich könnte nicht sagen, dass ich es verstanden hätte, ein glückliches Leben zu führen, ich könnte mir in der Stunde meines Todes keine siebzig von hundert Punkten geben wie der eine Kollege von Pierre, der gesagt hat, ach komm, sagen wir mal siebzig von hundert, ich würde eher sagen sechzig, das wirkt weniger undankbar oder anmaßend, ich würde sagen, sechzig von hundert, auch wenn das ein bisschen geschummelt wäre. Wenn ich mal unter der Erde bin, was macht das dann noch? Ob ich es verstanden habe, glücklich zu sein, ist dann allen scheißegal, und mir erst recht.

Zu meinem sechzigsten Geburtstag lud Jean-Lino Manoscritti mich zum Pferderennen nach Auteuil ein. Wir begegneten uns immer im Treppenhaus, wir beide gingen zu Fuß hoch, ich, um eine halbwegs genießbare Figur zu behalten, er aus Platzangst. Er war schlank, nicht groß, hatte ein schmales Gesicht, eine breite, fliehende Stirn, darübergekämmt die berüchtigten Strähnen, die Glatzköpfe ka-

schieren sollen. Er trug Brille, ein klobiges Gestell, das ihn älter machte. Er wohnte im Fünften, ich im Vierten. Diese Begegnungen im Treppenhaus, das ansonsten kein Mensch benutzte, schufen zwischen uns ein gewisses Einverständnis. In manchen Neubauten liegt das unansehnliche Treppenhaus abseits und dient nur den Möbelpackern. Dann reden die Mieter von der Seitentreppe. Eine Zeit lang konnten wir uns noch nicht richtig, ich wusste nur, dass er mit elektrischen Haushaltsgeräten zu tun hatte. Er wusste, dass ich im Institut Pasteur arbeite. Meine genaue Berufsbezeichnung, Patentingenieurin, sagt keinem Menschen etwas, und ich versuche nicht mehr, es so zu erklären, dass es attraktiv klingt. Einmal haben Pierre und ich ein Glas bei ihnen oben getrunken, beide Paare zusammen. Seine Frau war eine Art New-Age-Therapeutin, früher Filialleiterin in einem Schuhgeschäft. Sie waren noch nicht lange verheiratet, also, im Vergleich zu uns. Als ich Jean-Lino am Vortage meines Geburtstags auf unserer Treppe begegnete, sagte ich, morgen werde ich sechzig. Ich schleppte mich die Treppe hoch, es rutschte mir so heraus. – Sie sind noch keine sechzig, oder, Jean-Lino? Er antwortete, bald. Ich sah, dass er gern etwas Freundliches gesagt hätte, sich aber nicht traute. Als ich den Treppenabsatz vor meiner Wohnung erreichte, sagte ich, für mich war's das, jetzt sind die Jungen dran. Da fragte er, ob ich schon mal beim Pferderennen gewesen sei. Ich verneinte. Stotternd lud er mich ein, falls ich Zeit hätte, könnte ich ihn ja morgen zur Mittagszeit in

Auteuil treffen. Als ich an der Rennbahn eintraf, saß er im Restaurant, hing an den Fensterscheiben über dem Paddock. Auf dem Tisch ein Eiskühler mit einer Champagnerflasche, daneben ausgebreitet Rennzeitungen voller Notizen, verstreute Erdnussschalen, alte Wettscheine. Ganz der Mann, der entspannt in seinem Klub Besuch empfängt, so wartete er auf mich, der absolute Kontrast zu dem Jean-Lino, den ich bisher kannte. Wir aßen dann irgendwas Fettes, von ihm ausgesucht. Bei jedem Rennen geriet er schier außer sich, stand halb auf, brüllend, an der gereckten Gabel bebten tiefende Lauchstückchen. Alle fünf Minuten ging er hinaus, eine halbe Zigarette rauchen, und kam mit einer neuen Wettmethode zurück. Ich hatte ihn noch nie so überschäumend energisch, ja freudig erlebt. Wir setzten unbedeutende Summen auf Pferde mit verkanntem Potential. Er *spürte* sie, er hatte seine höchstpersönlichen Überzeugungen. Er gewann ein klein wenig, vielleicht den Gegenwert des Champagners (wir tranken die ganze Flasche leer, er das meiste). Ich kassierte drei Euro. Ich dachte, drei Euro an deinem Sechzigsten, na schön. Mir wurde klar, dass Jean-Lino Manoscovi einsam war. Eine Art Robert Frank von heute. Mit seinem Kugelschreiber und seiner Zeitung, vor allem mit seinem Hut. Er hatte sich ein Ritual geschaffen, einen eigenen Raum geschaffen, der ihn trug, aus der Zeit herausgelöst. Beim Pferderennen trat er breitschultriger auf, sogar seine Stimme änderte sich.

Mir fiel der Sechzigste meines Vaters ein. Damals aßen wir an der Place de la République eine elsässische Choucroute garnie. Sechzig war das Alter von Eltern. Ein gewaltiges, abstraktes Alter. Jetzt bist du selbst so weit. Wie kann das sein? Eine junge Frau schlägt über die Stränge, wie sie nur kann, zieht aufgebrezelt und in Kriegsbemalung durchs Leben, und auf einmal ist sie sechzig. Joseph Denner und ich gingen fotografieren. Er liebte die Fotografie, und ich liebte alles, was er liebte. Ich schwänzte die Bio-Stunde. Damals hatten wir keine Angst vor der Zukunft. Eine Tante hatte mir eine gebrauchte Konika geschenkt, das wirkte professionell, umso mehr, als ich dazu einen Nikon-Tragegurt abgestaubt hatte. Seine Olympus war keine Spiegelreflex, zum Scharfstellen benutzten wir einen eingebauten Entfernungsmesser. Das Spiel bestand darin, dasselbe Motiv aufzunehmen, im selben Moment, vom selben Standpunkt aus, jeder sein Bild. Wir machten Schnappschüsse auf der Straße wie die von uns bewunderten Großen der Zunft, knipsten Spaziergänger oder die Tiere im Jardin des Plantes neben der Uni, vor allem aber Denners geliebte Pinten am Pont Cardinet, von innen: die Gestrandeten, die Stamm-säufer, die langsam irgendwo hinten in einer Ecke verstei-nernten. Die Kontaktabzüge machten wir bei einem Freund. Dann verglichen wir und entschieden, welche Aufnahme das Vergrößern wert war. Und welche war das? Die mit der besten Einstellung? Diejenige, die eine winzige, unergründ-liche Szene eingefangen hatte? Wer weiß die Antwort? Ich

denke regelmäßig an Joseph Denner. Manchmal frage ich mich, was aus ihm geworden wäre. Aber was hätte schon werden sollen aus einem Typen, der mit sechsunddreißig an einer Leberzirrhose stirbt? Seit das alles passierte, ist er in meinem Kopf sozusagen neu entstanden. Diese kleine Geschichte hätte ihn herzlich zum Lachen gebracht. Der Band *The Americans* hat Bilder aus der Jugend in mir wachgerufen. Wir träumten in den Tag hinein und taten nichts. Sahen den Leuten nach, beschrieben ihr Leben und an welchen Gegenstand sie uns erinnerten, an einen Holzhammer, an ein Pflaster ... Wir lachten. Unter dem Lachen spürten wir einen leicht bitteren Verdruss. Ich würde sie gern mal wiedersehen, diese Fotos vom Pont Cardinet. Wir haben sie wohl irgendwann mit alten Papieren weggeworfen. Nach dem Geburtstag in Auteuil schloss ich Jean-Lino Manoscrivi ein wenig ins Herz. Dann und wann gingen wir gemeinsam spazieren oder tranken bei Gelegenheit einen Kaffee an der Ecke. Draußen durfte er rauchen, zu Hause nicht. Für mich war er der sanftmütigste Mann der Welt, und ich sehe ihn auch jetzt noch so. Vertraulichkeiten gab es nie zwischen uns, wir blieben immer beim Sie. Aber wir redeten miteinander, manchmal über Dinge, die wir mit niemandem sonst besprachen. Er vor allem. Ich aber auch, bisweilen. Wir hatten herausgefunden, dass wir beide dieselbe Abneigung gegen unsere Kindheit hegten und sie am liebsten mit einem schwarzen Strich ausgelöscht hätten. Eines Tages sagte er über seinen Weg auf Erden, das Schlimmste